

Geschichte der Philosophie

46 David Hume

Von Dr. Arthur Holmes vom Wheaton College

Heute Nachmittag wenden wir uns dem dritten der großen englischen Empiristen zu: Locke, Berkeley und nun Hume. Ich sagte englische Empiristen. Ich hätte britische Empiristen sagen sollen.

Er ist Schotte. Und Hume, der ja nur etwa 50 Jahre nach John Locke lebte. 1690 veröffentlichte John Locke seinen Essay über den menschlichen Verstand.

Und 1748 untersuchte Hume den menschlichen Verstand. So vollzog sich in weniger als 50 Jahren ein bemerkenswerter Wandel : von John Lockes Optimismus, fast schon rationalistischem Optimismus, hinsichtlich der Möglichkeiten empirischer Erkenntnis, hin zu David Humes Skepsis.

Tatsächlich erschienen die Verträge bereits 1739, also neun Jahre zuvor, als er, wie Sie sehen, erst in seinen Zwanzigern war. Ich glaube, sie waren sogar schon 1736 fertiggestellt worden . In diesem jungen Alter vollendete er die Abhandlungen über die menschliche Natur, die wesentlich umfangreicher sind als die Untersuchung.

Es gibt eine Ausgabe für jedermann, diese kleinen, kompakten blauen Bände, zwei Bände. Ich wollte meine mitnehmen , aber dann stellte ich fest, dass ich einen Band verliehen hatte und er nie zurückkam. Also wollte ich die einbändige Ausgabe mitnehmen, die Standardausgabe für Wissenschaftler, und stellte fest, dass ich auch die verliehen hatte und sie nie zurückkam.

Wenn Sie also jemanden kennen, der ein Exemplar von Hume mit meinem Namen davor besitzt , kontaktieren Sie diese Person und holen Sie es sich zurück. Ich habe es letztes Jahr anlässlich eines Hume-Seminars verliehen. Das frühere Buch, die Abhandlungen, ist ohnehin umfangreicher.

Hume bemerkt, dass der Text im Druck scheiterte . Offenbar verfasste er die Untersuchung daher in einer deutlich kürzeren Fassung und überarbeitete sie etwas, um den literarischen Ruhm zu erlangen, nach dem er sich, wie er zugibt, so sehr sehnte. Die Abhandlungen sind also länger und ausführlicher, und wenn ich über Hume spreche, werde ich sowohl auf die Abhandlungen als auch auf die Untersuchung zurückgreifen.

Wie wir sehen werden, lässt er in seiner Untersuchung zahlreiche Themen aus; der Schwerpunkt liegt dabei auf unserem Wissen über äußere Dinge und insbesondere auf dem Verständnis von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen. Zwar behandelt er auch kurz unser Wissen über Gott, doch in den Abhandlungen befasst er sich mit

dem Verständnis von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen, dem Wissen über Raum, Zeit, Materie und Geist sowie mit einer wesentlich ausführlicheren Diskussion metaphysischer Themen, die, wie wir festgestellt haben, sowohl bei Locke als auch bei Berkeley von Bedeutung sind. In beiden Werken, den Abhandlungen und der Untersuchung, liegt sein Fokus eindeutig auf der Erkenntnistheorie.

Dies ist das Hauptanliegen der Aufklärung. Man erkennt es schon an den Titeln ihrer Werke. John Locke, Ein Essay über den menschlichen Verstand.

George Berkeley, Prinzipien der Naturerkenntnis. David Hume, Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Zurück zum Thema: Ein Essay über den menschlichen Verstand.

Und Leibniz antwortet darauf... Nein, mal sehen, Locke ist ein Essay. Genau. Hume ist die Untersuchung.

Und wie Sie sich vielleicht erinnern, hatte Leibniz in seiner Antwort an Locke die „Neuen Abhandlungen über den menschlichen Verstand“ verfasst. In dieser Zeit stand dies im Mittelpunkt der Betrachtung: Welche Möglichkeiten bietet menschliches Wissen? Welche Reichweite kann menschliches Wissen im Zeitalter der Vernunft, also im Zeitalter der wissenschaftlichen Vernunft, haben? Anders gefragt: Welchen Umfang hat wissenschaftliches Wissen? Und genau diesbezüglich wird Hume recht skeptisch.

Nun, in den Abhandlungen sieht er den Schlüssel zur Beilegung philosophischer Streitigkeiten im Studium der menschlichen Natur. Das Studium der menschlichen Natur. Deshalb trage das Buch den Titel „Abhandlungen über die menschliche Natur“, wird er sagen.

Er versieht den Text mit einem Untertitel, der verdeutlicht, dass er sich mit der menschlichen Natur mithilfe der sogenannten experimentellen Methode auseinandersetzt. Der Begriff „experimentell“ hatte damals nichts mit Hypothesen und deren Bestätigung zu tun. Er bezog sich schlicht auf die Anwendung von Erfahrungswerten.

Er versucht also, eine empirische Beschreibung der menschlichen Natur in Bezug auf zwei Themen zu liefern, sagt er. Menschlicher Glaube und menschliches Handeln.

Angesichts dieser Untertitelung ist es bezeichnend, dass er nicht von menschlichem Wissen spricht. Denn sein Hauptaugenmerk liegt auf der deskriptiven Psychologie menschlicher Überzeugungen und deren Zusammenhang mit der menschlichen Natur und ihren Auswirkungen auf die Ethik. Anders ausgedrückt:

Um menschliche Überzeugungen nach Hume zu erklären, müssen wir uns von rationalistischen Erklärungen abwenden. Wir glauben, was bewiesen werden kann. Unser Glaube ist proportional zu den objektiven empirischen Belegen.

Denken Sie an John Lockes evidenzbasierte Kriterien. Sie müssen sich davon abwenden und sich der menschlichen Psychologie zuwenden. Die menschliche Natur verleitet uns zum Glauben.

Es gibt eine psychologische Erklärung für Glauben. Und Ähnliches gilt nicht nur für moralische Überzeugungen, sondern auch für moralisches Handeln. Wir werden zu moralischem Handeln veranlasst, wiederum nicht durch die Kraft des Denkens über ethische Prinzipien, sondern schlichtweg durch die Psychologie menschlicher Gefühle.

Moralische Gefühle, die uns zum Handeln bewegen. In beiden Fällen bietet er also eher eine beschreibende Psychologie als einen rationalen, logischen Beweis oder eine empirische Rechtfertigung. Seine Kritik lautet, dass die Unverständlichkeit von Ideen Menschen wie Descartes, Locke, Spinoza und sogar Berkeley in die Irre führt.

Es klingt nun etwas seltsam, von der Unklarheit von Ideen zu sprechen, wo doch Descartes und Locke klare und eindeutige Ideen betonten. Sein Argument ist schlichtweg, dass Ideen nicht klar und eindeutig sind. In diesem Sinne erinnert er mich an einen Freund von mir, der vor einiger Zeit immer sagte: „Wenn jemand über eine Idee sagte: ‚Für mich ist sie vollkommen klar‘, antwortete er: ‚Tut mir leid, aber das sehe ich anders.‘“

Denn letztlich ist ein Kriterium der Klarheit und Deutlichkeit unmittelbar relativ dazu, wie eine Person die Idee auffasst. Es ist personenabhängig. Und Hume hält die Ideen, die Descartes und Locke für klar und deutlich halten, nicht für solche.

Sie werden feststellen, dass Hume, wenn wir uns mit seiner Ideentheorie befassen, anstelle von Klarheit und Deutlichkeit von Kraft und Lebendigkeit spricht. Kraft und Lebendigkeit. Beachten Sie, dass es sich hierbei um affektive, nicht um kognitive Kriterien handelt.

Es geht weniger darum, klar zu denken, als vielmehr darum, mit Nachdruck zu fühlen. Das wird wichtig. Genau das macht er dann in der Einleitung zu den Verträgen deutlich.

Doch im ersten Abschnitt seiner Untersuchung geht er sehr ähnlich vor. Und wenn Sie diesen ersten Abschnitt gelesen haben, ist Ihnen vielleicht aufgefallen – ich hoffe, Ihnen ist es aufgefallen –, dass er dort von Typen spricht, die er als abstrakt bezeichnet, und andererseits von praktischer Philosophie. Langfristig plädiert er für eine Mischung aus beidem.

Das Ideal ist eine Art Mischung aus beidem. Abstrakte Philosophie ist das Gebiet, mit dem sich Descartes und John Locke beschäftigten. Ihr Wert liegt in der theoretischen Auseinandersetzung mit Ideen und Wissen und so weiter, ihr Wert in der logischen Präzision.

Sie ist von intellektueller Neugier motiviert. Doch sie bietet keine Grundlage für Moral, für die Erkenntnis der Außenwelt oder für eine natürliche Theologie. Das heißt, rationalistische Ansätze sind ungeeignet, Moral, wissenschaftliche Erkenntnisse über die Außenwelt oder den Glauben an Gott rational zu begründen.

Abstrakte Philosophie mit solch logischen Forderungen ist nur in der Mathematik von Wert. Ausschließlich in der Mathematik. Daher verkündet er gleich zu Beginn, in der Einleitung, seine Ablehnung des Geistes der Aufklärung, des aufklärerischen Erkenntnisbegriffs und der Herrschaft der Vernunft.

Und wenn er über praktische Philosophie spricht, im Gegensatz dazu, spricht er darüber, was das Handeln leitet. Warum wir Glaube, was wir glauben. Und so sagt er, wenn er von einer Mischung aus beidem spricht: Sei ein Philosoph, aber bleibe dennoch ein Mensch.

Nun, auch eine Frau. Anders gesagt: Die menschliche Natur, nicht die künstlichen Forderungen der Vernunft, sollte die Philosophie prägen – ein Verständnis der menschlichen Natur. Ob man also mit den Abhandlungen beginnt oder mit der Untersuchung, wie wir es bei Kaufman tun, der Ausgangspunkt ist derselbe.

Er beginnt damit, im Grunde anzukündigen, was er vorhat. Er will die Behauptungen von Descartes und Locke über die menschliche Vernunft beiseite lassen und eine Psychologie des Glaubens entwickeln. Okay, ist das verständlich genug? Sobald man das verstanden hat, kann man, glaube ich, nachvollziehen, was Hume damit bezweckt.

Leider wird Hume allzu oft so behandelt und gelehrt, als hätte er lediglich die ersten vier Abschnitte seiner Untersuchung, die Regel der Vernunft, verfasst. Dabei wird der fünfte Abschnitt vergessen, in dem er die skeptische Lösung für diese Zweifel darlegt. Er steht der Vernunft skeptisch gegenüber.

Wie löst er den Zweifel? Indem er eine Psychologie des Glaubens entwickelt, die zeigt, dass Glauben nicht immer freiwillig ist, wie Descartes und Locke behauptet hatten. Man erinnere sich an ihre Haltung. Wenn die Beweislage nicht ausreicht, sollte man den Glauben zurückhalten.

Der Wille darf dem Intellekt nicht vorausgehen. Darauf antwortet Hume im Grunde. Der Wille mag dem Intellekt nicht vorausgehen, aber du tust es.

Aber das tun Sie. Selbst wenn Sie keinen Beweis für die Existenz einer Außenwelt gefunden haben. Beobachten Sie, wie Sie sich in der Welt um Sie herum verhalten, als wäre sie völlig real.

Nun gut. Das ist meine Art der Einleitung. Die Entwicklung, die Hume in seinen Ausführungen zu Wissen und Glauben durchläuft, muss – wie man es vor dem Hintergrund von Descartes und Locke erwarten kann – durch eine Einführung in die Ideentheorie eingeleitet werden.

Ich schlage vor, dass Sie hier besonders darauf achten, wo er John Locke widerspricht. Wenn Sie Locke aufmerksam gelesen haben, werden Sie die Unterschiede bemerkt haben. Im Übrigen gibt es Unterschiede nicht nur zu Locke, sondern auch zu Berkeley.

Nehmen wir zunächst Locke. Man bemerkt, dass Locke damit beginnt, über Ideen zu sprechen.

Einfach und komplex. In Ordnung. Hume spricht sehr gerne über Ideen, sowohl einfache als auch komplexe.

Der Unterschied besteht darin, dass Locke einfache Ideen als ursprünglichen Input für das Bewusstsein annimmt – klare und deutliche einfache Ideen –, während Hume nicht Ideen, sondern Eindrücke als ursprünglichen Input betrachtet. Eindrücke. Eindrücke sind die ursprünglichen Reize mit Kraft und Lebendigkeit.

Da ist es, nicht klar und deutlich, aber kraftvoll und lebhaft. Kraft und Lebendigkeit. So kraftvoll, dass es unwiderstehlich ist.

So lebendig, dass es uns fesselt. Kraftvoll und temperamentvoll. Nun, sein Punkt ist einfach, dass ein emotionaler, affektiver Zustand, sobald er entsteht, das Bewusstsein weckt.

Und während sie abklingt, macht sie Platz für eine Idee. Eine Idee ist also der kognitive Zustand, der auf einen Eindruck folgt und uns eine Kopie dieses Eindrucks liefert. Verstanden? Eine Kopie des Eindrucks.

Stellen Sie sich beispielsweise einen hellen Lichtblitz vor, der Sie blendet. Was Sie zunächst wahrnehmen, ist nicht die klare Wahrnehmung des hellen Lichtblitzes selbst. Was Sie zunächst spüren, ist der Schmerz, die blendende Kraft des Blitzes.

Und wenn ich dich plötzlich anschreie, ist die erste Wirkung physischer Natur, nicht etwa die Frage: „Habe ich dich geweckt?“ Es ist ganz klar eine physische und keine gedankliche Reaktion. Am deutlichsten zeigt sich das aber in den körperlichen

Empfindungen, die mit einem gewissen Maß an Schock, Schmerz oder Ähnlichem verbunden sind. Whiteheads Aussage, die wir später noch betrachten werden , nennt sich die Vorrangstellung der kausalen Wirksamkeit in der Wahrnehmung.

Nur dass Hume es nicht als kausale Wirksamkeit bezeichnen will. Aber es geht um den Vorrang des Affektiven, wenn man so will, des Emotionalen, gegenüber dem Kognitiven in der menschlichen Erfahrung. Ja.

Die Vorrangstellung des Affektiven oder Emotionalen. Was passiert, wenn Sie auf der Autobahn fahren und plötzlich etwas vor Ihnen aufblitzt? Sehen Sie, es ist keine klare, eindeutige Erkenntnis. Es ist eine Reflexreaktion, und das Herz schlägt ziemlich schnell .

Er betreibt also in diesem Sinne deskriptive Psychologie. Das Interessante daran ist nun, dass der Eindruck zwar eine Idee hinterlässt, diese Idee aber, sobald sie in den Sinn kommt, im Gedächtnis wiederkehrt. Beim Erinnern des Eindrucks hinterlässt diese erinnerte Idee wiederum einen eigenen Eindruck. Und dieser Eindruck hinterlässt seinerseits eine Idee.

Es handelt sich also um eine Vermischung von Eindrücken und Ideen. Die erste Empfindung, das erste Gefühl, erzeugt eine Idee, die eine Kopie davon ist. Der damit verbundene Eindruck ist ein Wunsch, eine Abneigung oder Ähnliches.

Diese emotionale Reaktion gefiel dir nicht. Auch die Erinnerung, oder wenn du so willst, die Vorstellungskraft , hinterlässt einen Eindruck. So entsteht eine ganze Reihe von Eindrücken.

Und das Wort „Empfindung“, das heute eher mit dem ersten Eindruck als mit der eigentlichen Idee verbunden wird, ist – ja – das, was man im allgemeinen Sprachgebrauch unter einer Empfindung versteht. Wenn dich jemand kitzelt und du sagst: „Hey, das ist ja ein tolles Gefühl!“ Der Schwerpunkt liegt also auf dem Physischen, dem Emotionalen, nicht auf dem Kognitiven.

Nun, das ist ein wesentlicher Unterschied zu John Locke. Und Hume verwendet den Begriff Wahrnehmung, um das Ganze zu beschreiben. Wahrnehmung.

Wahrnehmungen sind keine klaren und eindeutigen Ideen. Wahrnehmungen sind lediglich Bewusstseinszustände. Bewusstseinszustände, die mit Eindrücken beginnen und Ideen beinhalten.

Nun, eine zweite Abweichung von Locke ist zwar keine so radikale Veränderung, aber meiner Meinung nach ein Fortschritt. Er spricht über die Verknüpfung von Ideen. Denn wenn wir einfache Ideen zu komplexen Ideen verbinden, wie wir es tun, dann

wird er sich zwangsläufig für den psychologischen Prozess interessieren, der diesem Vorgang zugrunde liegt.

Wie erlangen wir Vorstellungen von Substanzen? Vorstellungen von Beziehungen? Vorstellungen von Seinsweisen? Gegebenenfalls notwendig, je nachdem. Und er erkennt, dass drei Assoziationsprinzipien Anwendung finden. Man könnte sagen, dass die assoziationspsychologische Psychologie zu diesem Zeitpunkt der Geschichte, zu Beginn des 18. Jahrhunderts, einen bemerkenswerten Aufschwung erlebte.

Humes Ansatz entspricht also der assoziationspsychologischen Theorie, die versucht, Prinzipien zu finden, denen Assoziationen folgen. Die drei von Hume identifizierten Assoziationsprinzipien sind Ähnlichkeit, Kontiguität, Ursache und Wirkung. Demnach kombinieren und verknüpfen wir Ideen zu komplexeren Zusammenhängen, wenn wiederholte Eindrücke und ähnliche Ideen auftreten.

Wir mischen sie. Und so gewinne ich meine Vorstellung von einer bestimmten Substanz. Woher weiß ich, dass es sich um einen dieser sogenannten staubfreien Trockenmarker handelt? Nun, meine Eindrücke basieren sowohl auf dem Aussehen als auch auf dem eher abstoßenden Geruch.

Ich musste das Ekelhafte einbringen, um den treffenden Begriff zu erhalten. Der widerliche Geruch, sehen Sie, der wiederholt sich. Dasselbe wiederholt sich.

Was ich vom letzten Mal in Erinnerung hatte, habe ich wiedergefunden. Und diese Ähnlichkeit bestärkt die Vorstellung einer Substanz mit fortbestehender Identität. Es ist also, als ob sich eine mentale Gewohnheit herausbildet, an diesen Marker zu denken.

So. Der Begriff der Substanz. Kontiguität, ebenso.

Wenn Dinge nebeneinander liegen, neigen wir dazu, sie miteinander in Verbindung zu bringen. Räumlich benachbart. Zeitlich benachbart.

So erhalten wir Vorstellungen von räumlichen und zeitlichen Beziehungen, also von einem Ort im Raum und einem Ort in der Zeit. Beachten Sie, dass es sich hierbei um konkrete Orte handelt.

Genauso wie der Marker eine bestimmte Substanz ist. Denn die komplexen Ideen, die ich erhalte, sind keine Ideen abstrakter Allgemeinheiten. Es sind Ideen von Einzelheiten.

Nicht abstrakte, allgemeine Ideen, sondern konkrete Vorstellungen. Und wenn ich allgemeine Ideen für Merkmale habe, dann liegt das wiederum an der Ähnlichkeit.

Wenn er nun auf das Verhältnis von Ursache und Wirkung eingeht, ist das Prinzip von Ursache und Wirkung ein Assoziationsprinzip – und genau da liegt die Schwierigkeit.

Das ist das Problem, auf das er im vierten Abschnitt seiner Untersuchung hinweist. Denn es zeigt sich, dass wir bei dem Versuch, sogenannte Ursache-Wirkungs-Beziehungen empirisch zu beschreiben, lediglich konstante Verknüpfungen, einheitliche Assoziationen beobachten können. Wir erhalten jedoch keinerlei Beobachtung der wirkenden Kraft, der Kausalität, dessen, was er als kausale Zusammenhänge bezeichnet.

also eine empirische Verallgemeinerung. Dass A jedoch die Ursache für B sein muss, dass es eine notwendige Ursache dafür ist, lässt sich empirisch nicht bestimmen. Obwohl alle drei Assoziationsprinzipien funktionieren, sind Schlussfolgerungen vom dritten Prinzip auf notwendige Zusammenhänge ungültig.

Psychologisch gesehen gelangen wir zwar zu dieser Überzeugung. Und genau darin liegt der Schlüssel dafür, wie wir zu bestimmten Glaubenssätzen gelangen, etwa zum Glauben an materielle oder äußere Objekte, zum Glauben an Gott und so weiter. Denn wir beginnen, an Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge zu glauben, für die es weder empirische Beweise noch a priori Wissen gibt.

Behalten Sie also auch die Verknüpfung von Ideen im Hinterkopf. Das führt ihn nun zu Der dritte Platz in Bezug auf Locke führt ihn dazu, einen Schritt weiter zu gehen als Locke und das zu formulieren, was seither als empiristisches Bedeutungskriterium bekannt geworden ist. Ein empiristisches Bedeutungskriterium.

Nun spricht er nicht von einem Wahrheitskriterium. Oder von gerechtfertigtem Glauben. Er spricht einfach von Sprache, von der Bedeutung von Wörtern, verstehen Sie?

Bedeutung sprechen , von Bezug auf etwas , von Bezug auf etwas Bestimmtes, von Benennung, Beschreibung, dann ist das Bedeutungskriterium für einen Empiristen, dass die Sprache sich auf etwas Ursprüngliches beziehen muss – nein, nicht auf empirische Ideen, sondern auf empirische Eindrücke. Siehe dazu Seite 100, nein, zurück zu Seite 291 in Kaufman. Seite 291 befindet sich am Ende von Abschnitt 2 der Untersuchung.

Die letzten beiden Sätze stammen tatsächlich aus Abschnitt 2 der Untersuchung. Und beachten Sie, was er sagt. Die letzten drei Sätze.

Alle Eindrücke, das heißt alle Empfindungen, ob nach außen oder nach innen gerichtet. Äußere Empfindungen, innere Empfindungen. Er spricht vom äußeren und vom inneren Sinn.

Alle Eindrücke, alle Empfindungen. Nach innen oder nach außen. Kräftig und lebendig.

Die Grenzen zwischen ihnen sind genauer bestimmt. Auch ist es nicht leicht, sich in Bezug auf sie zu irren. Wenn wir also den Verdacht hegen, dass ein philosophischer Begriff ohne Bedeutung oder Idee verwendet wird, was leider allzu häufig vorkommt, brauchen wir nur zu fragen, von welchem Eindruck diese vermeintliche Idee abgeleitet ist.

Und wenn es unmöglich ist, irgendeinen Eindruck zuzuordnen, wird dies unseren Verdacht bestätigen. Indem wir Ideen so klar darstellen, können wir hoffen, jeden Zweifel an ihrer Natur und Realität auszuräumen. Haben Ihre Ideen irgendeine Grundlage? Eine Grundlage in Erfahrung oder nicht? Sie versuchen also, eine komplexe Idee zu nehmen, sie in ihre Grundideen zu zerlegen und zu fragen, aus welchen ursprünglichen Eindrücken diese Grundideen stammen .

Und das ist das entscheidende Kriterium. Nun, es ist dieses empiristische Bedeutungskriterium, das er so wirkungsvoll anwendet. Wenn er von der Idee des notwendigen Zusammenhangs spricht, gibt es keinen ursprünglichen Eindruck eines notwendigen Zusammenhangs, daher ist die Idee bedeutungslos.

Wenn er von einem Wunder spricht, geht er davon aus, dass die Idee eines Wunders etwas ist, das mit keinem ursprünglichen Eindruck zusammenhängt und daher nicht feststellbar ist. Dasselbe gilt für alles Abstrakte, für abstrakte Ideen, für reale Universalien. Das gilt, wie sich herausstellt, sogar für den Begriff des Geistes als Substanz, als Entität.

Erinnern Sie sich an die Seele, wir sprachen ja letztes Mal darüber. Denn er betrachtet sie so: Wir haben Eindrücke von unseren eigenen mentalen Zuständen, von unseren Wünschen, Hoffnungen und Gefühlen, aber wo bleibt der Eindruck der Substanz des Geistes, der Substanz der Seele? Sie hinterlässt keine Eindrücke . Es gibt also keinen empirischen Bezugspunkt, der dieser Argumentation zugrunde liegt.

Nun könnte man fragen: Warum hat Berkeley das nicht erkannt? Oder Locke? Und falls das überhaupt von Bedeutung war, Descartes? Nun, Descartes hatte ja bereits gesagt: Nein, wir haben keine direkte, klare und eindeutige Vorstellung vom Geist, aber wir haben eine Ahnung. Eine Ahnung, dass er existiert.

Wenn Descartes also seinen Gedankengang „Ich denke, also existiere ich“ durchführt, geht er von einem fortwährenden „Ich“ aus, das als denkender Akteur fungiert. Er ertappe sich gewissermaßen selbst dabei, wenn er sagt: „Ich denke, ich existiere, ich habe mich.“ Locke und Berkeley folgen diesem Gedankengang, Hume hingegen nicht.

Was ist das Ich ? Wenn es nicht die Substanz ist, was ist es dann empirisch fassbar? Dies führt zur Frage der persönlichen Identität. In seinem Traktat widmet er ein Kapitel dem Begriff der Substanz des Geistes und ein weiteres dem Konzept der persönlichen Identität. Wenn wir keine Grundlage für die Annahme der Existenz der Substanz des Geistes haben, muss die Frage der persönlichen Identität geklärt werden.

Was wissen wir über die persönliche Identität? Er sagt, alles, was wir über die persönliche Identität wissen, stammt aus der Erinnerung. Wissen Sie, erforschen Sie sich selbst. Wenn Sie nach einer empirischen Grundlage suchen, um über das Ich zu sprechen, was ist dann das Ich? Was ist Ihr Ich für Sie, ganz empirisch betrachtet? Nun, ganz klar, es ist nicht der Körper an sich.

Denn du bist immer noch du selbst, auch wenn du dir die Finger- und Zehennägel schneidest und die Haare schneidest. Der Verlust so vieler Körpermassen beeinträchtigt dich nicht. Und jetzt wissen wir, dass du auch mit Transplantationen, sogar Herztransplantationen, gut zurechtkommst.

Und es gibt sogar philosophische Science-Fiction-Romane darüber, ob man nach einer Gehirntransplantation noch man selbst wäre. Verstehst du ? Ja, es gibt unzählige faszinierende literarische Werke, die sich mit diesem Thema beschäftigen. Aber was Humor angeht, ist der Körper irrelevant, denn der Körper ist das „Es“, nicht das „Ich“. Und das merkt man: Wenn man sich auf einem Foto sieht, sieht man sich auch in einem Video.

Das ist nicht das Ich, das ich kenne. Ich kann es objektivieren. Nein, das Ich, das ich kenne, ist das innere Ich, das ich durch das erkenne, was man Reflexion nennt.

du ? Das Ich, das in einer solchen Situation das denkende Ich war. Das fühlende Ich, in einer anderen Situation. Das sprechende Ich, in einer anderen Situation.

Das Ich, das ich innerlich erlebte. Verstehen Sie ? Und so besteht die persönliche Identität für Hume tatsächlich aus diesem ganzen Strom, diesem Strang von Ideen und Eindrücken. Empfindungen und Reflexionen, die ich in meiner Erinnerung entlang komplexer Ströme von Ideen und Eindrücken, die meine eigenen waren, zurückverfolge.

du ? Er sagt also letztlich, dass das Selbst wie ein Theater ist, in dem Ideen erscheinen und vergehen. Eine nach der anderen, flüchtig im Kommen und Gehen. Das ist alles, was Identität ausmacht.

Dann fügt er zur Einschränkung noch einen Satz hinzu. Verstehen Sie mich nicht falsch. Das „Ich“ ist ein Strom von Ideen, nicht die Bühne, auf der sie stehen.

Nicht der Bau eines Theaters, nur die Erscheinungen. Was also das Wesen des Selbst betrifft, ist er ganz klar nur ein Phänomenologe, kein Realist. Einzig und allein ein Phänomenologe.

Wir können nur darüber sprechen, wie das Selbst erscheint, nicht darüber, was das Selbst ist. Nun, ich denke, das, was er ganz am Ende des zweiten Buches seiner Abhandlung entwickelt, ist vielleicht eines der deutlichsten Beispiele dafür, wie dieses empiristische Bedeutungskriterium funktioniert. Worauf können wir uns sonst noch empirisch beziehen, wenn wir über das Selbst sprechen? Nun, wie Sie wahrscheinlich wissen, ist es dieses empiristische Bedeutungskriterium, das von den logischen Empiristen des 20. Jahrhunderts übernommen und weiterentwickelt wurde.

Und wir werden darauf wieder stoßen, wenn wir zu AJ Ayer und seinem Buch „Sprache, Wahrheit und Logik“ kommen, das wir im Frühjahr lesen werden. Ach, wäre ich doch im April bei Ayer! Dann wäre es genau die Zeit, in der einige von uns sagen würden: „Ach, wäre ich doch jetzt in England, wo April ist – dann wäre ich stattdessen bei AJ Ayer.“

Und er ist schließlich Engländer. Gut, irgendwelche Anmerkungen zu Locke und wie er – ich nehme es zurück – Hume und wie er über Locke hinausgeht? Okay. Gut, nun, immer noch mit Blick auf seine Ideentheorie: Wie verhält er sich zu Berkeley? Wie verhält er sich zu Berkeley? Nun, ich denke, die erste Beobachtung ist offensichtlich: Er stimmt Berkeleys Nominalismus zu.

Er stimmt Berkeleys Nominalismus zu. Das ist doch offensichtlich, oder? Wenn wir strenge Empiristen sind und alles auf Eindrücke zurückführen, dann gibt es keine empirischen Eindrücke von abstrakten Entitäten oder abstrakten Ideen. Unsere Vorstellungen beziehen sich alle auf konkrete, sichtbare oder fühlbare Eigenschaften.

Wörter werden erst durch den üblichen Sprachgebrauch zu allgemeinen Bezeichnungen, indem sie unterschiedslos für ähnliche Dinge verwendet werden. Wir ordnen die Dinge aufgrund ihrer Gemeinsamkeiten zu und verwenden ein Wort, um sie alle zu bezeichnen. Wir abstrahieren aber niemals einen Begriff von einem universellen Wesen.

Insofern stimmt er Berkeley zu. Und diese Haltung Humes gegenüber abstrakten Ideen zeigt sich in seiner Diskussion über Raum und Zeit, die im zweiten Teil der Abhandlung zu finden ist. Sie ist nicht Teil der Untersuchung.

Er behauptet, wir hätten keine empirische Vorstellung von unendlichem Raum oder unendlicher Zeit, da uns ein grundlegender Eindruck fehle. Und wenn Leute wie einige der Vorsokratiker von der unendlichen Teilbarkeit von Materieteilchen

sprechen und so weiter und so fort, nun, wenn wir keinen Begriff von Unendlichkeit haben, können wir auch nicht klar über unendliche Teilbarkeit nachdenken. Und so sind die mit der traditionellen Diskussion verbundenen Vorstellungen hinfällig.

Wir können uns nur endliche räumliche und zeitliche Beziehungen vorstellen, nicht mehr. Es gibt keine abstrakte Vorstellung von Raum, keine abstrakte Vorstellung von Zeit, keine abstrakte Vorstellung von Substanz. Lediglich komplexe Vorstellungen von bestimmten Substanzen sind eine Ansammlung einfacher Vorstellungen.

Das ist alles. Keine Ahnung von Existenz, nur von Einzelheiten, von denen wir, wie wir sagen, glauben, dass sie existieren. Aber du hast keine Vorstellung von Existenz, keine Eindrücke von Existenz.

Man erhält Eindrücke, die eigene Eigenschaften besitzen. Existenz ist keine Eigenschaft einer Idee. Und das wird von Bedeutung sein, wenn wir zu Immanuel Kant kommen, der vom ontologischen Gottesbeweis spricht, also von der Idee eines vollkommenen Wesens, das notwendigerweise existieren muss.

Wenn Existenz kein Begriff ist, kann man sie auch nicht von irgendetwas aussagen. Sie ist kein eigentliches Prädikat, wie Kant sagt. Und daher gibt es in einem ontologischen Beweis keinen solchen Beweis.

Wenn man also diese Einführung in Humes modifizierte Ideentheorie verstanden hat, erkennt man recht gut, wohin seine Argumentation führt. Und ich denke, es wirkt dann tatsächlich so, als ob der Rest lediglich eine Art Nachbereitung wäre. Zumindest der Rest seiner Ausführungen zu Wissen, Glauben und metaphysischen und theologischen Themen.

Beachten Sie, dass seine Kernfrage nicht lautet, ob man dies oder jenes beweisen kann, sondern wovon in der Praxis die Rede ist. Es geht im Kern um Sinnhaftigkeit, empirische Bedeutung, nicht um Wahrheit. Es sei denn, man weiß, worauf sich „empirisch“ bezieht. Wie lässt sich die Wahrheit einer Aussage überprüfen? Nun, dazu kommen Fragen und Kommentare.

Ja. Mir scheint, dass das empiristische Bedeutungskriterium für einen Empiristen zwangsläufig zum Nominalismus führt, denn dann kann man nicht annehmen, dass Wörter tatsächlich Ideen sind. Hast du das verstanden? Hast du die Frage gehört, John? Es scheint, dass das empiristische Bedeutungskriterium zwangsläufig – ich denke, du meinst logisch – zum Nominalismus führt.

Ja, solange man eine empiristische Sichtweise beibehält. Ja, ich denke, du hast völlig recht. Meine eigentliche Frage ist: Wann entstand die Idee, dass Wörter Ideen sind? Kam das erst auf, nachdem Wittgenstein dies in Frage gestellt hatte? Wann kam die Auffassung auf, dass Wörter Ideen sind? Oder etwas anderes repräsentieren?

Ja, er repräsentiert etwas anderes. Nun, Wittgenstein ist, glaube ich, auch ein Nominalist. Im Sinne der Ablehnung abstrakter Ideen.

John Locke ist natürlich ein Empirist, kein Nominalist. Und vielleicht lautet Ihre Frage, ob es noch andere Empiristen gibt – nein, ob es neben Locke noch andere Empiristen gibt, die keine Nominalisten sind. Verstanden? Worauf Sie hinauswollen, ist Folgendes.

Hat Locke sich in Bezug auf die logische Vereinbarkeit von Empirismus und Konzeptualismus geirrt? Muss ein Empirist immer auch Nominalist sein? Folgt das zwangsläufig daraus? Nun ja, ich meine, ich denke schon, wenn man das empirische Kriterium der Bedeutung betrachtet. Ich frage mich, wann dieses empirische Kriterium der Bedeutung endlich infrage gestellt wurde, sodass es dem Empirismus möglicherweise eine logischere Grundlage bot. Nun, es wurde in den 40er Jahren, zumindest teilweise, in den 50er Jahren infrage gestellt. Und in den 60er Jahren war es so gut wie überholt.

Die Herausforderung lag jedoch weniger im Standpunkt der Konzeptualisten. Im Gegensatz zu jenen, die behaupteten, der Empirist mit seinem empiristischen Bedeutungskriterium sei nicht empirisch genug, um die Vielfalt der Sprache zu erfassen. Und genau das war im Grunde Wittgensteins Argumentation.

Er würde sagen, dass Sprache mehr kann als nur Benennen, Zeigen, Bezeichnen und Referenzieren. Und dazu gehört die Erkenntnis, dass Sprache nicht nur aus isolierten Wörtern besteht. Nicht nur aus syntaktischen Strukturen.

Sprache ist jedoch eine soziale Funktion. Eine kulturelle Aktivität. Ein Mittel, durch das wir in der Kultur alle möglichen Dinge tun.

Das liegt an der Sprachkultur, sehen Sie. Daher die Vereinfachung. Ich denke also, diese Kritik ist berechtigt.

Es gab noch einen weiteren Kritikpunkt, der meiner Meinung nach ebenfalls sehr relevant ist. Die logischen Positivisten formulierten das Kriterium so, dass jede Tatsachenaussage, um empirische Bedeutung zu haben, prinzipiell zumindest empirisch überprüfbar sein muss. Nun, ist das eine Tatsachenaussage? Wenn ja, ist sie empirisch überprüfbar? Es wird deutlich, dass eine empirisch überprüfbare Tatsachenaussage nicht empirisch überprüfbar ist.

Die Positivisten mussten also zurückrudern und sagen: Nein, das ist eine methodische Vorgabe unsererseits. Damit haben sie ihre Position grundlegend geändert und erklärt, wir würden so handeln, als sei empirische Referenz die einzige

Bedeutungsquelle. Nein, ich denke, Lockes Position ist vertretbar, wenn wir anerkennen, dass die Träger abstrakter Ideen keine mentalen Bilder sind.

Locke scheint mit seiner Vorstellung einer klaren und deutlichen Idee zu glauben, dass wir in unserem Geist mentale Bilder von etwas speichern. Ein Bild von der blauen Farbe Ihres Hemdes oder Ähnliches. Nein, wenn es um abstraktes Denken geht, stellen wir uns keine konkreten Eigenschaften vor.

Wir denken verbal. Und Worte sind die Vehikel des nicht-empirischen Denkens. Abstraktes Denken .

Wenn man also die Redewendung verwenden möchte: Eine der Spielarten der Sprache ist das abstrakte Denken. Das zeigt sich am deutlichsten in der Funktionsweise der Mathematik. Oder in der Funktionsweise eines Wörterbuchs.

Diese Art des abstrakten Denkens, bei der die Aussagen nicht faktisch, sondern analytisch sind, ist meines Erachtens nicht die einzige. Auch die Poesie stellt eine Form des abstrakten Denkens dar, bei der die Worte des Dichters allgemeine Ideen heraufbeschwören, ohne Einzelheiten darzustellen.

Manchmal erhält ein Wort symbolische Bedeutung, indem man sich etwas Bestimmtes vorstellt, manchmal aber auch schon allein durch das Wort selbst. Symbolik. Nun, das ist offensichtlich eine entscheidende Frage.

Als dieses Thema im 20. Jahrhundert aufkam – darauf kommen wir später noch zu sprechen –, waren zwei der entscheidenden Fragen: Welche Auswirkungen hat das auf die moralische und welche auf die religiöse Sprache? Das waren die beiden Kernfragen in den 1950er Jahren. Okay.

Wenden wir uns nun der nächsten Entwicklungsstufe zu, die mit Wissen und Glauben zu tun hat. Erinnern wir uns hier einfach daran, dass Wissen aus Aussagen besteht. Aussagen, die etwas über die Beziehung zwischen Ideen aussagen.

Ein Satz hat ein Subjekt und ein Prädikat. Er beinhaltet mindestens diese beiden Begriffe, zwei Ideen. Daher gibt es zwei Arten von Sätzen, sagt Hume.

Zwei Arten, die seither bekannt sind, sind analytische und synthetische. Analytische Aussagen befassen sich schlichtweg mit den logischen Beziehungen von Ideen. Logische Beziehungen von Ideen.

Wenn solche Aussagen also wahr sind, nennt man sie logische Wahrheiten. Logische Wahrheiten. Das Synthetische hat mit Tatsachen zu tun.

Und solche Aussagen werden, sofern sie wahr sind, als faktische Wahrheiten bezeichnet. Logische Beziehungen von Ideen hingegen beziehen sich lediglich auf die Ideen selbst, nicht auf das, was sie repräsentieren. Wenn wir beispielsweise sagen, dass ein Junggeselle ein unverheirateter Mann ist, ...

Wir sprechen über das Wort „Junggeselle“ und seine Bedeutung, unverheirateter Mann. Es geht um Sprache. Und die Bedeutung dieser Begriffe ist so beschaffen, dass sie logisch gleichwertig sind.

Sie analysieren also lediglich die logische Beziehung zwischen den beiden Begriffen. Dasselbe gilt für jede Definition. Und das offensichtlichste Beispiel findet sich in der Mathematik.

„3 plus 5 gleich 8“ beschreibt die logische Beziehung zwischen den Zahlen 3, 5 und 8. Hier geht es also lediglich um die verwendete Sprache. Oder, wenn Sie so wollen, um die zugrundeliegenden Ideen. Wir sprechen nicht über etwas anderes als Eindrücke.

Wir sprechen hier nicht über etwas Äußeres. Ob sich nun noch Junggesellen in diesem Raum befinden oder nicht, Tatsache ist, dass alle Junggesellen unverheiratete Männer wären. Andererseits wäre die Aussage, Junggesellen seien unglücklich, natürlich eine Tatsache.

Hume widmet den Beziehungen zwischen Ideen nur sehr wenig Zeit. Das zeigt sich am deutlichsten in der Mathematik. Und er will dazu nichts weiter sagen, als dass dort die abstrakte Philosophie, das abstrakte Denken seinen Wert hat.

Und es ist eine gute geistige Übung und ein gutes Fußtraining für alle, die sich nicht mit Mathematik beschäftigen. Sein Anliegen betrifft jedoch Tatsachenbehauptungen, deren Gegenteil logisch möglich ist. Es ist logisch nicht möglich, dass ein Junggeselle verheiratet ist.

Es ist logisch möglich, dass ein Junggeselle nicht unglücklich ist. Daher ist auch das Gegenteil einer Tatsachenbehauptung logisch möglich. Solche Aussagen sind widerlegbar.

Die zentrale Frage, bei der das empirische Kriterium der Bedeutung ins Spiel kommt, betrifft also vor allem das Wissen um Tatsachen. Und genau dieses Wissen wird er hinterfragen. Seine Argumentation hierfür entwickelt sich im entscheidenden vierten Abschnitt der Untersuchung.

Dieser entscheidende vierte Abschnitt. Und ich sehe, dass diese Uhr nachgeht. Die Zeit ist abgelaufen, also warten Sie nicht länger.

Aber zu diesem entscheidenden Abschnitt kommen wir beim nächsten Mal.